

(Nachdruck verboten.)

o) Pelle der Eroberer.

Roman von Martin Andersen Mesjö.

„Ja, groß is es,“ sagte Lasse und machte einen Versuch, sich seine Ausdehnung vorzustellen. Da waren vierundzwanzig Lehn, davon war Malmöhus nur eins und der Ytader Bezirk wiederum ein kleiner Teil davon. In der einen Ecke des Ytader Bezirks aber lag Tommelilla und ein mächtig kleiner Teil von Tommelilla war sein Lohp, das ihm einstmalig so gewaltig vorgekommen war mit seinen vier Tommen Land! Ach ja — Schweden war groß — nicht größer als die ganze Welt, natürlich, denn das war ja nur Kinder-schmach, aber doch größer als die ganze übrige Welt zusammen. „Ja, groß is es! — Aber was machst Du da, Junge?“

„Ich bin ja ein Krieger, dem sie das eine Bein abgeschossen haben, das siehst Du doch!“

„Ach so, Du bist Invalide. Aber das mußt Du nicht tun, denn so was mag der liebe Gott nicht; Du könnt'st leicht ein richtiger Krüppel werden, und das wär' doch ein Jammer!“

„Ach, er siehst es ja nicht, denn heut' is er in all den Kirchen!“ entgegnete der Junge, war aber doch vorsichtig genug, innezuhalten.

Er stellte sich in die Stalltür und pfiff, kam aber plötzlich in großem Eifer herbeigestürzt: „Vater, nu is die Landwirtschafft da, soll ich schnell die Weitsche holen?“

„Na, wir müssen es woll lieber nachlassen. Er könnt uns unter den Händen tofbleiben, so'n feines Zug hält nicht, wenn man da auf losprügelt. Er könnt allein vor Schrecken sterben.“

Lasse schielte bedenklich zu dem Jungen hinüber.

Belle sah sehr enttäuscht aus: „Und wenn er es nu wieder tut?“

„Na, ohne den Schrecken kommt er nicht davon ab. Ich will ihn mit steife Arme aufheben und in die Höh' heben, so daß er in der Luft hängt und baumelt und jämmerlich um sein liebes Leben bittet; und dann will ich ihn ebenso ruhig wieder an den Erdboden setzen. Denn Lasse kann nicht böse sein, Lasse is 'n gutmütiges Schaf.“

„Dann sollst Du so tun, als wenn Du ihn fall'n liehst, wenn Du ihn ganz hoch in die Luft hehst. Denn schreit er gewiß und denkt, daß er sterben muß, und die andern konunen und lachen ihn aus.“

„Ne, ne, Du mußt Deinen Vater nicht in Versuchung führen! Dann könnt ich am End' in Versuchung kommen und ihn fallen lassen, und das is Mord, und da auf steht lebenslängliches Zuchthaus! Ne, ich muß ihn lieber gehörig ausschelten, das ärgert solchen feinen Halunken am meisten.“

„Ja, und dann mußt Du ihn einen dünnschenteligen Klütenperrler nennen, das tut der Verwalter, wenn er böse auf ihn is.“

„Ne, Du, das geht auch woll nicht. Aber ich will schon ein ernstes Wort mit ihm reden, das er nicht so bald wieder vergißt.“

Belle war befriedigt. So war doch keiner wie der Vater — auch nicht, wo es sich darum handelte, eine Donnerrede zu halten, natürlich. Er hatte das noch nie gehört und freute sich mächtig darauf, während er mit dem Stiefelknecht umherging. Er benutzte ihn nicht mehr als hölzernes Bein, um nicht Gottes Strafgericht heraufzubeschwören, sondern hielt ihn unter die Achselhöhle wie eine Krücke und stützte ihn auf die Kante der Sockelmauer, denn sonst war er zu kurz. Wer doch auf zwei Krücken ging, wie des Pfarrers Sohn in Schweden, der konnte über die längsten Pfützen wegspringen!

Licht und Schatten wurden plötzlich lebhaft unter der Decke, und als Belle sich umwandte, stand da ein fremder Junge in der Tür nach dem Felde hinaus. Er war ebenso groß wie Belle, aber der Kopf war fast wie der eines erwachsenen Mannes. Im ersten Augenblick sah es so aus, als sei er kahl über den ganzen Kopf; aber dann drehte er

sich in der Sonne und der bloße Kopf schimmerte, als sei er aus lauter Silberschuppen. Er war mit dünnem, weißlichem Haar bedeckt, das ganz kurz und ziemlich gleichmäßig über das Gesicht und das Ganze verteilt war. Die Haut war rosenfarben und das Weiße im Auge auch. Das Gesicht wand sich unter dem Einfluß des Lichts und war mit altem Runzeln bedeckt; der Hinterkopf ragte stark hervor und sah aus, als sei er viel zu schwer.

Belle steckte die Hände in die Seitentaschen und ging auf ihn zu.

„Wie heißt Du?“ fragte er und flüchte einen Strahl Spude zwischen den Vorderzähnen hindurch, wie er es von Gustav gesehen hatte. Das Kunststück mißlang leider, die Spude flog nicht hinaus, sondern lief ihm am Kinn herunter. Der fremde Junge grinste.

„Rud,“ sagte er verschleiert, seine Zunge war ein bißchen dick und nicht gut zu regieren. Neidisch starrte er Belles Seitentaschen an. „Is das Dein Vater?“ fragte er und zeigte auf Lasse.

„Das is doch woll klar!“ sagte Belle wichtig — „und er kann alle Menschen prügeln.“

„Aber mein Vater kann alle Menschen kaufen, denn er wohnt da oben.“ Rud zeigte in der Richtung nach dem Bohnhaus hinüber.

„So-o, kann er das?“ sagte Belle ungläubig. „Warum wohnst Du denn nicht da?“

„Ich bin ja ein Surenjung — das sagt Mutter selbst.“

„Zum Teufel auch, sagt sie das!“ Belle schielte zum Vater hinüber wegen des kleinen Fluches.

„Ja, wenn sie wütend is — und dann haut sie mich, Aber dann reiß ich ihr aus.“

„So-o, tußt Du das?“ fiel eine Stimme von außen her ein; die Jungen zuckten zusammen und zogen sich tiefer in den Stall zurück. Eine große, fette Frauensperson kam in der Stalltür zum Vorschein und jagte ihre wütenden Augen in das Halbdunkel hinein; als sie Rud erblickte, schimpfte sie weiter; ihr Tonfall war schwedisch:

„Also Du reißt aus — Du Weißkohlkopf — so? Wenn Du dann doch man gleich so weit laufen wollt'st, daß Du nicht wieder zurückfinden könnt'st, dann wär man doch von Dir ab und braucht sich nicht die Pust auszudreschen auf so 'ne greuliche Kreatur! In die Höll kommst Du, weiß Gott, doch, da brauchst Du nicht über zu weinen! — Dann sind Sie woll den Jung sein Vater?“ unterbrach sie sich selbst, als sie Lasse erblickte.

„Ja, das wird woll so sein,“ antwortete Lasse ruhig, „und Sie sollten woll nicht den Schullehrer Johann Bihl seine Johanne aus Tommelilla sein — die vor bald zwanzig Jahr weggereist is?“

„Und das sollt woll nicht dem Schmied sein Kater aus Sulljelma sein, der das Jahr vorvoriges Zwillinge und einen alten Holzschuh gekriegt hat?“ fragte die große Frauensperson, ihn nachäffend.

„Na ja, Sie könn'n meintwegen sein, wer Sie woll'n,“ sagte Lasse gekränkt. „Ich bin kein Polizeispion.“

„Glauben sollt man es, von wegen Sie 'n Verhör anstell'n. Wissen Sie, wenn die Küche rausfoll'n?“

„Morgen, wenn alles gut geht. Ihr Jung da soll Belle am Ende den Kram zeigen? Der Verwalter sagte von einem, der mit raus soll und den Weideplatz zeigen.“

„Ja, das soll der da, Sören Dredhas — komm her und laß Dich ordentlich anfuchen, Du Füllensfuß! Na, der Jung is weg — ja, ja, ja, ja. — Kriegt Euer Jung viele Prügel?“

„Om, ja, ab und zu kriegt er ja mal welche,“ antwortete Lasse, der sich schämte, einzugestehen, daß er den Jungen niemals strafe.

„Ich bin auch nicht bang' davor! Da gehört was zu, wenn ein Mensch aus dem zusammengekrakten Lumpenkram werden soll. — Prügel is das halbe Leben. — Na, dann jag' ich den Windhund morgen früh hier raus — aber passen Sie gut auf, daß ihn keiner auf'n Hof zu sehen kriegt, dann is nämlich den Teufel los.“

„Die Frau kann ihn woll nicht sehen, denk ich mir?“ sagte Lasse.

„Ne, bewahre — sie hat ja auch nichts nicht dazu getan,

Das Halbberückte Postkür. Gott mag wissen, viel Grund, andere Leute zu beneiden, ist da nicht hier in 'ner Welt. Aber ich hatt heut und diesen Tag Bauerfrau sein könn'n, und 'n netten Mann hatt' ich auch noch dazu gehabt, wenn nich' der stolze Heinrich da oben mir nachgestellt hatt'. Willst Du das woll glauben, Du altes, zerrissenes Oberleder?" Sie klatschte ihn mit der Hand auf die Hüfte und lachte.

"Das will ich gern glauben," sagte Lasse. "Denn Du warst das schönste Mädchen damals, als Du von Hause weggingst."

"Ach was — Du mit Deinem von Hause weg," äßte sie ihm nach.

"Na ja, ich kann natürlich sehen und auch verstehen, daß Du am liebsten die Fußspuren hinter Dir auswischen willst. Und ich kann auch gern fremd tun, wo ich Dich doch mehr als einmal auf meinem Schoß gehabt hab', als Du noch 'ne kleine Dirn warst. — Aber weißt Du woll, daß Deine Mutter in' Sterben liegt?"

"Ach ne! Ach ne!" rief sie aus und sah ihn mit einem Gesicht an, das sich mehr und mehr verzerrte.

"Ich sagt ihr ja Adjo, eh ich nu vor gut 'n Monat von Hause wegging — sie war sehr elendig. Adjo, Lasse, — sagt' sie — und ich dank Dir auch für die gute Nachbarschaft all die Jahre. Und wenn Du Johanne da triffst, dann grüß sie, — sagte sie. Sie is ja ganz schrecklich runtergekommen, nach allem, was ich gehört hab' — aber grüß sie darum doch von ihre Mutter. Die kleine Johanne, mein Kind! sie war ihrer Mutter Herzen am nächsten, darum hat sie auch da aufgetreten! Am Ende waren wir selbst schuld daran. Willst Du ihr das von ihrer Mutter sagen, Lasse? Das waren die Worte, die sie sagte — und nu is sie gewiß tot, so elendig, wie sie war."

Johanne Bihl hatte die Gewalt über sich verloren. Es war offenbar nicht ihre Gewohnheit zu weinen, so wie es in ihr zerrte und riß. Tränen kamen nicht, und sie quälte sich, als erdulde sie Geburtswehen. "Mutter, liebe, liebe Mutter!" sagte sie einmal über das andere und saß da auf dem Krippenrand und wiegte sich hin und her.

"So, so, so!" sagte Lasse und streichelte ihr den Kopf. "Ich hab ja immer gesagt, sie wären zu hart gegen Dich gewesen. Aber wozu brauchtest Du auch aus'n Fenster zu kriechen — so 'n Kind von sechzehn Jahr, wie Du warst, und bei nachtschlafende Zeit! Man kann sich ja nich' wundern, wenn sie sich da ein bißchen vergaßen. Und noch dazu, weil er für Kleider und Essen dient und ein böser Geßell war, der immer außer der Stellung kam."

"Ich hatt' ihn ja aber lieb!" sagte Johanne und weinte. "Er war der Einzige, den ich jemals lieb gehabt hab. Und ich glaubte, er hatt mich auch lieb, wenn er mich auch nie gesehen hatt' — so dumm war ich."

"Ach ja, Du warst ein Kind — das hab' ich ja auch zu Deine Eltern gesagt. Aber, daß Du auf so was Unansändigenes verfallen konnt'it."

"Es war nichts Böses dabei, ich meinte bloß, wir beide müßten zusammenhalten, so lieb, wie wir uns hatten. Nein, ich dachte das nicht einmal, ich froch nur zu ihm rein — ohne mir weitere Gedanken dabei zu machen. Willst Du woll glauben, daß ich damals so rein war? Es geschah auch nichts Schlimmes."

"Da is nich' mal was geschehen?" sagte Lasse. "Aber es is ja schrecklich, zu denken wie traurig das gegangen is. Und darüber hat Dein Vater seinen Tod genommen?"

(Fortsetzung folgt.)

Am Wedding.

Aus einem Berliner Skizzenbuch.

Von Hans Michel Schneider.

Am heiligen Weihnachtsabend liegt vor der verschlossenen Auhentür des Obdachlosenahls in der Wiesenstraße ein Zerlumpter. Vorübergehende Arbeiter fragen ihr Mitleid um Rat. Da sagt einer mit grimmigem Hohn:

Laßt ihn erfrieren. Dann hat er wenigstens einmal eine schöne Weihnacht.

Aus dem Pennertwinkel des Humboldthains schleppt der Parkwächter ein jämmerliches Weibsbild.

Was ist mit der? fragen die Leute.

Der Schutzmann gibt Auskunft: Sie hat wieder zu viel geoffen.

Rein, Herr Wachtmeister, ruft eine Stimme aus dem Volke, ich will Ihnen die Wahrheit sagen: sie hat zu wenig gegessen!

An einem warmen Sommerferientage kommt ein Fremder in die Kösliner Straße und wundert sich ob der nacktsüßigen Kinderscharen, die dort wie Unglückschäuflein hungrig vor den Häusern hocken.

Das ist wohl die kinderreichste Straße Berlins? heißt seine Frage an eine Frau.

Ja, antwortet sie, wenn die Wangen vor der Sonne vertrieben, kommen die Kinder raus.

Zwei weinselige Laffen aus der Zoo-Gegend wollen in einer sozialen Anwandlung „Vöbelstudien“ im Norden machen und belustigen sich auf dem Kummelplatz der Müllerstraße an zwei blutjungen Proletarietöcklern. Nachher hören die Umstehenden folgendes Gespräch mit der Mutter:

Ihre Mädels sind Zwillinge. Das paßt ja großartig. Aber sie scheinen noch nicht sechzehn zu sein, und wir sind Juristen und streng korrekt. Sagen Sie uns doch genau Tag und Stunde ihrer Geburt. Wir möchten uns das — äh — Vorkaufrecht sichern.

Die Existenz dieses dreizehnjährigen, polnischen Schnürfentelmädchens ist ein ständiger Kampf mit der Polizei. Sonntags in den Bürgerhäusern, werktags vor der Markthalle Dalldorfer Straße. Der Vater ist in Dalldorf, die Mutter krank. Des Kindes Sehnsucht heißt ein Kleid zur Einsegnung.

Ich werde zum Kaplan gehen und für Dich bitten. — — — — —
Weshalb denn nicht? Sage es doch!

Sie wird sehr rot und weint.

Zwei von der Adolfsstraße erzählen ihre Geschichte:

Berta war voriges Jahr in der Schokoladenfabrik Gildebrand, hatte sich gut eingearbeitet und wöchentlich bis 28 Mark verdient. Da frug ein Sittenpolizist bei der Direktion nach ihrer Führung. Die Direktion setzte Berta wieder auf die Straße.

Nieze sagt, daß es jetzt anders ist. Sonnabend stand der Sittenbeamte vor ihrem Geschäft, verfolgte sie bis nach Hause und ließ sich dort den Wochenlohn vorweisen. Da Arbeitskolleginnen nicht blind und auch meist keine Engel sind, war die Wirkung dieselbe. —

Berta ist alt und verbraucht. Doch sie muß für ihr Kind sorgen. Nieze ist noch jung und leidlich frisch. Sie möchte heiraten. Er braucht keinen Pfennig zu haben. Und arbeiten würde sie ganz alleine.

Draußen heult der kalte Novemberregen sein endloses Lied. Berta schlürft in Pantinen, hellem Hood und zerfranzenem Schultertuch wieder ihr Karree. Bei Nieze ist der Zubehälter und prügelt sie.

Der Bau der Alpen.

Von Dr. Ludwig Reinhardt.

Die Entstehung aller Gebirge ist ganz einfach die Folge der fortschreitenden Abkühlung des Erdballs. Unsere Erde ist wie alle Himmelskörper überhaupt einst feurig-flüssig gewesen und hat sich bei fortschreitender Ausstrahlung der Wärme immer mehr zusammengezogen. Entsprechend der Schrumpfung durch Abkühlung legt sich die starre Erdrinde an den Orten, wo der Untergrund dies zuläßt, in Falten, gleich wie ein längere Zeit aufbewahrter Apfel infolge Schwindens des Fleisches durch innere Atmung und Verdunstung möglich wird.

Ungleichförmiges Nachsinken verschiedener Gebiete der Erdrinde auf dem mehr und mehr infolge von Wärmeausstrahlung in das eisigkalte Weltall schwindenden Kern teilt die Oberfläche unseres Planeten in höherliegende Teile, die Kontinente, und tiefer gelegene Partien, die Meersgründe, in welchen das von den auf dem Festlande ausgelaugten Salzen angereicherte atmosphärische Wasser sich sammelt.

Die Neuerung der unter unseren Füßen in der Erdrinde fortschreitenden Gebirgsstaung sind die Erdbeben, die je und je in stärkerem oder schwächerem Maße alle Teile der Erde heimsuchen, in welchen die Erde noch nicht eine länger dauernde Stabilität erlangt hat. Langsam und allmählich wie die Abkühlung geht die Gebirgsfaltung vor sich. Es ist noch nicht sehr lange her, da glaubten auch die zünftigen Geologen, daß einst die Gebirge jäh durch eine von unten her wirkende vulkanische Gewalt emporgehoben wurden. In dieser Weise erklärten sich noch vor 100 Jahren die Gelehrten die Entstehung der Alpen, wozu sie Anhaltspunkte in der Zusammensetzung des Gebirges selbst zu finden glaubten. Denn im Süden und Norden umgibt die Alpen ein schmaler Gürtel von steil aufgerichteten, in Wasser abgekühlten, vorzugsweise aus Kalk bestehenden Schichtgesteinen, während die Zentralgebiete von kristallinisch-körnigen Kieselsäuregesteinen, wie Granit, Gneis, Glimmerschiefer usw. eingenommen werden. Diese letzteren seien, so dachte man sich, auf einer langen Spalte nach Art der feuerflüssig aus dem Erdinnern dringenden Lava einst aus der Tiefe hervorbequollen und hätten dabei die einst horizontal liegenden Tiefengesteine aufgerichtet, seitlich gepreßt und gefaltet.

Je eingehender man aber den Bau der Alpen studierte, um so mehr erkannte man, daß die Dinge hier nicht so einfach liegen. So kam man bald in Analogie mit deutschen und französischen

Bergwerksgebieten überall da, wo sich der Zusammenhang der Gesteine nicht mehr verfolgen ließ, dazu, senkrechte Brüche, sogenannte Verwerfungen, in der Erdrinde anzunehmen, an welchen ein Teil gegenüber dem stehengebliebenen in die Tiefe absank. Bald sah man in den Alpen nur noch ein Chaos von gegeneinander verschobenen Schollen der Erdrinde. Zudem glaubte man, daß sämtliche dort anzutreffenden Gesteinsarten außerordentlich alt sein müßten, weil sie ungemein hart, stark gepreßt und von kristallinischem Gefüge erschienen. Jeder Kalkstein und jeder Tonstein wurde dann auch als Urkalk und als Urtonstein bezeichnet.

Da brach sich mehr und mehr die Erkenntnis Bahn, daß bei der energischen Abtragung der Gesteine durch Verwitterung besonders in Hochgebirge allein schon die Tatsache, daß die Alpen noch so hoch in die Luft ragen, mit aller Sicherheit ihre geologische Jugendlichkeit beweise. Die verschiedenen, die Alpen durchforschenden Schweizer Gelehrten wiesen durch ihre Versteinerungsfunde nach, daß in den hochgehobenen und gefalteten Schichten der Alpen geologisch genommen sehr junge, im Meere gebildete Gesteine mit enthalten sind, ihre Aufrichtung demnach der jüngsten Periode der Erdgeschichte angehöre und nicht vor der Mitte des Tertiärs begann.

Der Berner Geologe Bernhard Stüdes zeigte zuerst, daß ferner in den Alpen nicht eine einzige Zone aus kristallinischen Silikatgesteinen bestehe, sondern zahlreiche einzelne solche „Zentralmassive“, wie er sie nannte, vorhanden sind wie beispielsweise Montblanc, Finsteraarhorn, Gotthardmassiv usw., die dann wieder durch Züge von Schichtgesteinen voneinander getrennt sind. Demgemäß nahm er vulkanische Ausbrüche von Granit und Gneis auf einem ganzen System von Spalten an, wobei die Ränder der bei der Spaltung emporgehobenen Sedimentgesteine umgekippt seien.

Weiterhin fand der Züricher Geologe Arnold Escher, daß das bis dahin als vorhanden angenommene Chaos von Brüchen tatsächlich nicht vorhanden ist, daß Brüche zwar vorhanden, aber an Bedeutung gegenüber den verschiedenen Faltenssystemen ganz zurücktreten.

Um nun die Falten, deren Nachbildung durch eine zusammengehobene Schicht ursprünglich flach aufeinander gelegter Tuche sich leicht bewerkstelligen ließ, im Gebirge genauer zu verfolgen, mußten die Schichtsysteme der Sedimentgesteine genauer unterschieden und in ihrer Altersfolge festgestellt werden, was besonders an Hand der Lagerungsfolge und der Versteinerungen geschehen konnte. Sodann mußte der Verlauf der einzelnen Schichten nach ihrer Stellung im Aufbau, der sogenannten Tektonik des Gebirges, bis ins einzelne verfolgt werden. Das taten auch die beiden vorhin genannten Geologen und deren Genossen, Schüler und Schülerschüler bis auf den heutigen Tag auf das gewissenhafteste, und obgleich die diesbezüglichen Untersuchungen noch für zahlreiche Generationen Arbeit in Fülle bringen, sind sie doch schon in der Erkenntnis des Baues der Alpen so weit, daß wir heute schon mit Sicherheit den Grundplan desselben erkennen.

So geologisch jung die Alpen wie alle hochragenden Gebirge der Erde sind, so sind sie bereits eine gewaltige Ruine, ein kleiner Bruchteil der hier einst vorhandenen und emporgefalteten Gesteine. Mögen auch die einzelnen Felskolosse Tausende von Metern über dem Meere sich erheben, so sind sie trotzdem nur ganz unscheinbare Ueberreste der einst weit über zehntausend Meter sich erhebenden Gesteinswälle, die hier im späteren Verlaufe der Tertiärzeit in einer allerdings gegen ein Duzend Millionen Jahre umfassenden Zeit emporgestürzt, aber in dem Maße als sie sich aufstauten, durch die nimmer ruhende Verwitterung und Erosion, d. h. Wegspülung durch das Wasser abgetragen wurden. Die Berge sind bloß die Reste einer größeren Gebirgsmasse, welche bis heute zwischen den Tälern und Schluchten ungechleift blieben.

Streichen wir in Gedanken das ganze komplizierte Faltenwerk der Alpen wieder glatt aus, so würde es einen sehr viel größeren Raum als heute einnehmen. Der Erdumfang muß also vor der Alpenfaltung größer als heute gewesen sein. Allerdings genügt eine Schrumpfung desselben von noch nicht 3 Proz. zur Erklärung der Emporfaltung der Alpen, ein scheinbar kleiner, aber im Hinblick auf die gewaltige Größe unseres Planeten immerhin recht großer Betrag.

Die Größe des tangentialen Zusammenschubs zahlenmäßig dargestellt, ergibt eine respektable Summe. So ist nach dem Basler Geologen Prof. Karl Schmidt in dem zu verhältnismäßig sehr unbedeutenden Höhen emporgefalteten Neuenburger Jura ein ursprünglich 23 Kilometer breiter Streifen auf nur 20 Kilometer verkürzt worden, d. h. ursprünglich 100 Kilometer voneinander entfernt liegende sind heute auf 87 Kilometer gegen einander gerückt. Für die Nordzone der Alpen hat man vor Jahren einen Zusammenschub von 240 Kilometer auf 120 Kilometer, also auf die Hälfte der ursprünglichen Breite angenommen. Die Prüfung der heute vorliegenden geologischen Profile durch diese Zone führt aber zur Annahme weit beträchtlicher Verkürzungen. So ist die heute in der Luftlinie 60 Kilometer betragende Strecke St. Gallen-Chur einst vor der Aufaltung der dazwischen liegenden Berge wenigstens 360 Kilometer lang gewesen, d. h. ein 100 Kilometer breiter Streifen der Erdrinde wurde hier auf 16 Kilometer Breite verkürzt. Im Simplongebiet fand dieser Forscher einen noch stärkeren Zusammenschub, indem das Gestein, das am Nordportal des Simplontunnels bei Brieg im Rhonetal ansteht, von demjenigen gleichen geologischen Alters, das jenseits des Gebirges über dem Südportal, also in 20 Kilometer Entfernung liegt, ursprünglich 200 Kilometer

entfernt war. Es wurde demnach hier ein 100 Kilometer breiter Streifen auf 10 Kilometer Breite verkürzt. Weiter im Süden, wo die von Süden nach Norden erfolgende Emporfaltung des Gebirges in noch viel ausgiebigerer Weise stattfand, ist der Betrag der Zusammenschiebung ein noch weit größerer, so daß wir für das gesamte Gebiet der Schweizer Alpen einen Betrag der Schrumpfung von wenigstens 1000 bis 1200 Kilometer auf 150 Kilometer annehmen dürfen. Es hat also ein Zusammenschub dieser Zone auf etwa ein Achtel ihrer ursprünglichen Breite die Alpen geschaffen.

Wer mit geologisch geschulten Augen durch die Alpen wandert, dem begegnen auf Schritt und Tritt in den bloßgelegten Schichtfalten Beweise der energischen Gebirgspressung. Die sprödesten Kalkbänke und härtesten kristallinischen Massen sind wie weicher Ton in der mannigfaltigsten Weise gequetscht und gefaltet worden, wobei die in den ersteren enthaltenen Rutschschalen und Schnedenschalen wie andere Versteinerungen, soweit sie bei diesem Prozesse der Pressung nicht zerrieben wurden, bald gestaut, bald gestreckt, ja bisweilen auf die dreißigfache Länge ausgewalzt und verbogen wurden, wobei die Spalten zwischen den Brüchern mit nachträglich darin ausgeschiedenem Material ausgefüllt wurden.

In den zentralen Teilen der Alpen sind die Trias- und Juraschichten vollkommen kristallinisch geworden, wie uns anderswo nur die noch keinerlei Versteinerungen aufweisenden ältesten Schichtgesteine der Erde entgegenreten. Doch weisen sie im Gegensatz zu diesen noch zahlreiche Ueberreste von Versteinerungen auf, die der Zerstörung durch die Gesteinspressung bei der energischen Faltung entgingen. Diese einst am Meeresgrunde abgelagerten Massen sind längst nach ihrer Verfestigung zu hartem, sprödem Gestein durch sogenannte Dynamometamorphose, d. h. Umwandlung durch den gewaltigen Druck bei der Gebirgsfaltung, teils auf mechanischem, teils auf chemischem Wege biegsam gemacht worden, so daß sie sich wie weicher Teig zusammenquetschen und in die feinsten Falten liegen ließen. Neben gewaltigem Druck wirkten erhöhte Temperatur bei gleichzeitiger Einwirkung von Lösungsmitteln wie überhitztem Wasser in feinsten Verteilung, das Kohlenäure, Kieselsäure, Dorsäure, Titansäure und andere Säuren enthält, bei diesem Prozesse mit, so daß unter dem Einflusse des Gebirgsdruckes eine völlige Umlagerung und Auskristallisierung des Gesteins stattfindet. So wurden hier aus normalen Sedimenten verhältnismäßig jungen Alters schließlich kristallinische Schiefer vom Aussehen archaischen Alters.

Diese weitgehende kristallinische Umbildung der Gesteine in den Alpen weist darauf hin, daß sie zur Zeit der Gebirgsbildung sich in sehr großer Tiefe in der Erdrinde befunden haben müssen. Die theoretischen Profile, die wir heute durch die Alpen legen gelernt haben, zeigen, daß die mesozoischen, d. h. der Trias-, Jura- und Kreidezeit angehörenden Sedimente zum Beispiel da, wo sie am ausgeprägtesten kristallinische Struktur annehmen, zur Zeit ihrer Faltung 15 000 bis 20 000 Meter tief unter der Oberfläche gelegen haben müssen und erst durch die Abtragung der einst über ihnen liegenden Massen an die Oberfläche rüdten.

Lange Zeit galt als das gewaltigste alpine Faltenphänomen die bereits von dem alten Hans Konrad Escher studierte „Glerner Doppelfalte“. Weiterhin trönt sie die Berge um das Glarnerland mit Kappen aus dem sonst ältesten, dem Perm angehörenden Gestein, das in der Tiefe zu erwarten wäre, während die Talgründe in das zeitlich allerjüngste Gestein, nämlich eocänen Flysch, eingeschnitten sind. Sein Sohn Arnold Escher hat mehrere Sommer der Untersuchung dieser unerhörten Lagerungsumkehr gewidmet und dieselbe als zwei weit ausholende liegende Falten zu erklären versucht. Dessen Schüler, an ihrer Spitze der Züricher Geologieprofessor Albert Heim, haben dieses Gebiet weiter geprüft und unwiderleglich bewiesen, daß es tatsächlich in den Alpen flach überliegende Falten der Erdrinde gibt, die enorm weit ausholen und eine völlige Umkehr der Gesteinslagerung auf Hunderte von Quadratkilometern hervorbringen, so daß die Gipfel aus dem ältesten Gestein bestehen, die Täler dagegen in die jüngsten Schichten eingeschnitten sind. Dabei ist der sich verkehrt legende sogenannte Mittelschenkel auf einen oft kleinen Bruchteil seiner ursprünglichen Dicke ausgezogen, ja bisweilen völlig ausgewalzt oder zerrissen, so daß an seiner Stelle nur noch eine Rutschschale bleibt, welche die unterliegenden älteren Gesteine von den daraufliegenden jüngeren trennt.

(Schluß folgt.)

Die Imitation in der Baukunst.

Von Josef Rliche.

Das Wort Imitation ist für einen großen Teil des volkswirtschaftlichen Lebens unserer Zeit bezeichnend geworden. Während man in der Kunst zumeist ältere Vorbilder kopiert und infolge eigener Unvermögens die Stile früherer Epochen nachahmt, hat man es auf den gewerblichen Gebieten verlernt, die Stoffe zu imitieren und somit Surrogate an Stelle der echten Ware zu setzen. Aus zweierlei Gründen geht dieses Bestreben allerwärts vor sich: einmal sind die natürlichen Rohstoffquellen vielfach bekränkt und befinden sich auch infolge starker Ausbeutung auf dem Aussterbeetat und zum andern wird durch die äußerliche Nachahmung des Stoffes dieser fast überall bedeutend verbilligt. Und da heute im allgemeinen mehr auf das

Werkliche der Dinge, als auf den inneren soliden Wert gegeben wird, spielt die technische Nachahmung nun allenthalben ihre vorherrschende Rolle.

Besonders stark hat sich die Imitation in der gegenwärtigen Baukunst eingebürgert. Während die Architekten, soweit sie es sich nicht bequem machen und einfach die alten Meister kopieren und sich trotzdem als „Schöpfer“ feiern lassen, seit langem nach neuen Ausdrucksmöglichkeiten suchen, ohne bisher einen bestimmten festen Boden unter den Füßen erlangt zu haben, haben die in der Baustoffgemietätigen Techniker große Erfolge aufzuweisen. Sie haben es verstanden, Mittel und Wege zu finden, mittelst deren es gelingt, nicht nur die in der Baukunst verwandten natürlichen Gesteine auf das täuschendste nachzuahmen und auch eine gewisse Solidität des Surrogats zu erreichen, sondern ihre Erfindungen werden heute in solch umfangreichem Maße angewendet, daß sie der Industrie der natürlichen Steine eine heftige, sehr gefährliche Konkurrenz machen. Besonders die Elblandzementindustrie in der Sächsischen Schweiz, deren Produkte einst hochberühmt waren und in ganz Deutschland Verwendung fanden, wurde dadurch besonders benachteiligt und erliegt zurzeit dem chronischen Verfall, der sich einmal in der gegen früher beispiellos geringen Jahresproduktion und auch in einer diesen Sommer stattgehabten zweimonatigen Aussperrung der Steinmehlen und Steinbrecher dokumentierte.

Sandstein war von jeher ein beliebtes Baumaterial. Bei besseren Privathäusern und öffentlichen Bauten führte man, wenn auch nicht die ganze Fassade — wofür allerdings die staatlichen Bauführer einst stark schwärmten — so doch oft die Sockelmauern, die Hauptdecken, die Türen- und Fenstereinfassungen usw. gern aus Sandstein aus. Zur Zeit des romanischen und gotischen Stiles und auch neuerdings, als man diese Stile imitierte, wurden die Pilaster und das Maßwerk mit seinem oft sehr verschlungenen Geäst aus Sandstein gemeißelt. Heute gibt es bereits eine Anzahl Kunstsandsteinwerke, in denen man diese Bauteile künstlich herstellt. Staubkalk und Portlandzement wird vermengt, die Masse mit Wasser vermischt und dann in Formen festgestampft. Schließlich wird die Masse getrocknet und zum Schluß mit einer verdünnten Wassergaslösung gehärtet — und der Sandstein ist fertig. Die großen Kosten der Bruchförderung werden bei diesem Verfahren auch nicht annähernd erreicht. Für Ornamentierungen an den Fassaden, zu Pfeileraufsätzen und ähnlichen Gelegenheiten aber verwendet man den Zementguss. Dieser besitzt zwar weniger Ähnlichkeit mit dem echten Sandstein, genügt aber auch so und ist dauerhaft und billig. Diese Verfahren haben ganze Industrien ins Leben gerufen, die sich immer mehr entwickeln, während sie die Sandsteinindustrie, deren Aktienkurse — und Dividenden immer niedriger werden, völlig an die Wand brühen. Gewaltige Sandsteinmatten der verschiedensten Art sind noch in Deutschland vorhanden, aber infolge der zunehmenden Beliebtheit der imitierten Gesteine verlieren sie ihren einst bedeutenden Wert.

Noch raffinierter ist man in der Nachahmung des echten Marmors. Hier gibt es eine ganze Reihe Verfahren, auf Grund deren man das spröde Gestein aus derbem oder flüssigem Brei kopiert. Die echte Ware wird heute nur noch zu ganz kostspieligen Bauten verwendet. Natürlich wird nicht ein ganzes Schloß mehr aus „Marmelflein“ errichtet, das gibt es nur noch im Märchen, aber zur Verzierung der Wandflächen, Aufgänge, Altanen, zur Herstellung von Tierkörpern usw. dient der Marmorstein hin und wieder doch noch, wo die Geldfrage nur eine nebensächliche Rolle spielt. Will man bei geringeren Mitteln mit Marmor prunken, dann deforiet man die Fassadenflächen und Innenräume mit Platten, die aus Marmorabfällen, vermischt mit Portland oder kalkigen Bindemitteln hergestellt sind. Die Masse wird gemahlen, vermischt, zu Brei gerührt, getrocknet und geschliffen und präsentiert sich an der Wand als echter Marmor. Sicher sind ja auch hier noch echte Marmorstückchen dabei, wenn auch in Atome oder kleine Brocken aufgelöst. Dieses aber ist bei den anderen Verfahren, bei denen man die ebenso täuschende Imitation einfach aus Gips herstellt, nicht mehr der Fall. Hier bewirkt bloß der Bildhauer die Fläche mit Gips einige Zentimeter stark, schleift und poliert nachher die Masse, reibt sie zum Schluß mit Öl und Tripel ein, poliert wieder und erreicht so in nicht langer Zeit eine Imitation, die der Nichteingeweihte vom echten Stein gar nicht unterscheidet. Bei diesem Verfahren wird der echte Stein, was äußeres Aussehen betrifft, noch übertroffen. Denn die verhassten ruffarbenen Aern des echten Marmors, die bei der Politur zwar einigermaßen beseitigt werden, sind hier natürlich nicht vorhanden. Dagegen ist es dem Bildhauer leicht möglich, die natürlichsten und phantasievollsten Aderungen und Linierungen in die Fläche hineinzufummeln. Wie in einer Glasscheibe kann man sich dann spiegeln und dabei über den Erfindungsgeist des Technikers und die Geschicklichkeit der Arbeiter staunen. Millionen von Quadratmetern wären jahraus, jahrein auf diese Weise hergestellt.

Auch auf den Granit trifft das Gesagte zum großen Teile zu. Granitssäulen sind heute eine Seltenheit, an deren Stelle ist das Eisen getreten, das mit Drahtgewebe umkleidet und dann mittels Ragnmörtel, Zement oder Gips gefüllt wird. Granitstufen und Sockelbauten sind gleichfalls im Schwinden begriffen. Dafür hat man aber den Zementstein. Sogar die kostbaren Steine wie Porphyre und Malachit ahmt man nach.

In der Nachahmung der Formen spielt das Abzichverfahren seit langem eine bedeutende Rolle, die auch bereits in den Provinzstädten heimisch zu werden beginnt. Mittels des Drahtgewebes läßt sich an jeder Balkendecke ein beliebiges gotisches Gewölbe anbringen. Der verputzte Draht mit seinen Malereien scheint manchem von der Sachkenntnis nicht befangenen Zecher in einem modernen Weintunnel als eine gotische Herrlichkeit. Herr Bachus kann mit seinem prallen Gesicht von der Decke herunter schauen, Frau Venus kann ihre Formen entschleiern und auch Freund Faun und Satyr können wie zu der Griechen Zeiten mit viel sagenden Blicken auf des braven Zechers sittsame Ehehälfte hinabzusehen, trotzdem ist es kein echtes Gewölbe, sondern imitiert.

In welchem Umfange die Imitation in der Baukunst dominiert, ist schon eingangs erwähnt worden. Erst gelegentlich der mit vielem Pompe vollzogenen Einweihung des Wiener Kaiserhofes hat ein Berliner Kritiker von Hof öffentlich bedauert, daß auch dort, trotz der aufgewandten ungeheueren Mittel, der „Bruch“ in Form von Kunststein (natürlich an weniger sichtbarer Stelle) und Abzichgewölben stark benutzt worden wäre. Und das, obwohl hier mächtige, massige Mauern vorhanden wären, die feste Backsteingewölbe tragen könnten. Er sowohl wie alle, die über den Ersatz der natürlichen Stoffe durch Surrogate schimpfen, tun unrecht. Bei solchen wichtigen Vorgängen kann nicht darauf Rücksicht genommen werden, ob durch Entstehen einer neuen Industrie eine alte niederkonkurriert wird, ehe noch ihre zahlreich vorhandenen Rohstoffquellen völlig aufgebraucht sind, sondern hier entscheidet der freie Wettbewerb. Die Baugelder, d. h. ihre Verzinsung wird immer teurer, die Löhne für Unternehmer und Arbeiter müssen naturgemäß steigen, und so sucht man eben mit billigeren und minderwertigen Stoffen im Gewerbe auszukommen. Eines muß ferner noch betont werden: gerade die Arbeit des Steinbrechers und Steinmehlers ist eine die gesunden Glieder und Lungen so schwer bedrohende, daß man sie, wenn man die einschlägige Statistik zur Hand nimmt, zu allen Teufeln wünscht. Die Imitation hat also ihre Berechtigung. Unsere Techniker sind kluge Leute und schonen das natürliche Gestein, damit nicht, wie es wegen der Indianer oder der Volkstrachten geschieht, sich Vereine bilden müssen, die etwa die künstliche Erhaltung einzelner natürlicher Baustoffe ins Auge zu fassen hätten.

Kleines Feuilleton.

Kunst.

Das Porträt einer ägyptischen Königin. Die Schätze, die die ägyptische Abteilung der Berliner Museen enthält, schlummern zum nicht geringen Teil im Verborgenen, weil der Raumangel ihre Aufstellung unmöglich macht. Ein solches, seit langem dem Museum gehöriges, aber noch gar nicht bekannt gewordenes Meisterwerk altägyptischer Plastik ist jetzt in einer Sonderausstellung zu sehen, die in einer Reihe herrlicher Werke die Porträtkunst des Pharaonenlandes veranschaulicht. Es handelt sich um einen Porträtkopf, der den oberen Teil einer Sphingstatue darstellt. Das Material, das aus rotem Granit vom Nilotarak besteht, ist fast durchweg poliert und weist noch Reste der Bemalung auf. Obwohl der Kopf einen langen Kimbart trägt, so zeigt er doch unüberkennbar weibliche Züge. Es ist ein feines und zugleich kraftvolles Gesicht, dessen geheimnisvoller Ausdruck etwas unheimlich Lauerndes und leise Spöttisches hat, jedenfalls den Eindruck von einer bedeutenden Individualität wiedergibt. Das Porträt stellt die Königin Hatschepsut Chneamtamun aus dem Anfang des neuen Reiches dar, wie Professor Schäfer in einem diesem interessanten Kopf gewidmeten Aufsatz der amtlichen Berichte aus den königlichen Kunstsammlungen mitteilt. Sie war die Erbauerin des Fesestempels von Dör el-Babri in Theben, an dessen Fuß das Werk gefunden wurde. Wie wenige Gestalten der ägyptischen Geschichte hat diese Frau, die man „die ägyptische Semiramis“ genannt hat, die Phantasie der Künstler beschäftigt. Sie war eine der wenigen wirklichen Regentinnen auf dem Pharaonthrone. War doch dem Ägypter der Begriff eines weiblichen Herrschers so unüberkennbar, daß er in seiner Sprache kein einfaches Wort für Königin hat. Hatschepsut ist daher mit männlichen Abzeichen versehen, dem Kimbart und dem männlichen Notbraun der Haut, das sich von dem Gelb der weiblichen Statuen deutlich unterscheidet. Welche Rolle die Tochter Thutmosis I. in den Thronwirren nach seinem Tode spielte, ist noch nicht genau festgesetzt. Jedenfalls muß die Macht ihrer Persönlichkeit groß gewesen sein, denn so lange sie lebte, hat ihr Stiefbruder und Gemahl, Thutmosis III., zu eigenen großen Taten keine Gelegenheit gehabt. Seine Gemahlin wußte sich die dominierende Stellung zu erhalten, die auch heute noch aus dem von ihr erbauten großen Granitobelisken von Karnak und dem Terrasientempel von Dör el-Babri spricht. Ihr Ruhm lebt fort in den langen Reihen lebensvoller Bilden, in denen die Königin ihre vielbesprochene große Expedition nach dem Weistrauchlande im Süden des Roten Meeres schildert. Etwas von dem Zauber und der machtvollen Individualität dieser großen Frau leuchtet auch aus den Zügen dieser Berliner Statue, die das beste der wenigen beglaubigten Porträts der Herrscherin ist.